

ANNA LENA DIEL

**DIE
VOLLKOMMENEN**

PERFEKTES DESIGN

ROMAN



PHILINE

DIENSTAG, 31. MÄRZ

Philine starrte auf ihre zitternden Fäuste hinab. Ihr Rücken schmerzte vom langen Sitzen, dennoch fand sie nicht die Kraft aufzustehen.

Das alles war so unfair!

Sie wagte nicht, den Kopf zu heben und in die Richtung des Krankenbettes zu schauen. Aber wenn sie sich konzentrierte, konnte sie den Atem ihrer Mutter hören.

»Frau Dupont?«

Eine Hand legte sich auf Philines Schulter. Sie zuckte zusammen und Unwille stieg in ihrer Kehle auf. Bloß keine weiteren inhaltlosen Beileidsplattitüden. Wenn auch diese Krankenschwester ihr versicherte, wie leid ihr das alles täte, würde Philine ihr eine scheuern.

»Frau Dupont?« Die Stimme war nun drängender. Die Hand auf ihrer Schulter schüttelte sie leicht. »Frau Dupont, ich bedaure, aber die Besuchszeit ist vorbei. Sie müssen jetzt gehen.«

Philines Magen ballte sich zusammen. Man konnte sie doch unmöglich wegschicken! Nicht, solange ihre Mutter zwischen Leben und Tod schwebte.

Mit einer halben Drehung ihres Oberkörpers entkam Philine der rüttelnden Hand.

»Frau Dupont, Ihre Mutter wird rund um die Uhr überwacht und ihr Zustand ist stabil. Sie hingegen müssen Kraft schöpfen. Gehen Sie nach Hause. Essen Sie etwas. Schlafen Sie.«

»Nein, ich kann doch nicht –«

»Phili ...« Die Stimme ihrer Schwester war kaum zu hören. Leti hatte die ganze Zeit so still dagesessen, dass Philine ihre Anwesenheit vergessen hatte. Nun überkam sie das schlechte Gewissen.

Es kostete sie unendliche Kraft, den Kopf zu heben. Sie vermied es krampfhaft, zu der reglosen Gestalt im Krankenbett und zu den Schläuchen und Monitoren zu schauen.

Der Schreck durchfuhr sie, als sie in Letis blasses Gesicht und die traurigen Augen blickte. Sie sah so jung aus. Nicht wie sechzehn, sondern eher wie elf oder vielleicht zwölf. Wie damals in der sechsten Klasse, als sie nachts weinend zu Philine ins Bett gekrochen war, weil ihre Mitschüler sie unaufhörlich wegen ihrer großen Nase gehänselt hatten.

Ein dicker Kloß bildete sich in Philines Hals, trotzdem zwang sie sich zu einem Lächeln. Es fühlte sich an wie eine Grimasse.

Letis Mundwinkel zuckten leicht nach oben, sie sah allerdings genauso verloren aus wie zuvor. Ihr Anblick versetzte Philine einen Stich. Sie durfte sich nicht in ihren eigenen Ängsten verlieren, sie musste für Leti da sein – wie sie es schon immer gewesen war. Doch jetzt ging es um mehr als um das Schmieren von Pausenbrotten oder Hausaufgabenhilfe.

Philine erhob sich und streckte die Hand nach ihrer Schwester aus. »Komm.«

Leti wandte den Kopf Richtung Bett. »Und wenn sie aufwacht?«

Die Pflegerin trat einen Schritt vor. »Dann werden wir da sein.« Auf ihren Zügen lag ein unechtes, automatisiertes Lächeln, das Philine seit ihrem Eintreffen heute Mittag dutzendfach gesehen hatte. Sie musste alle Willenskraft aufbringen, um dieser dämlichen Kuh nicht ihr hohles Grinsen aus dem Gesicht zu schlagen. Stattdessen ging sie zu Leti und ergriff ihre Hand. »Wir sollten wirklich etwas essen.«

Leti ließ sich willenlos auf die Füße ziehen und wandte sich dem Bett zu. »Bis morgen, Mama. Hab dich lieb.«

Mit angehaltenem Atem drehte sich Philine nun doch zu der reglosen Gestalt um.

Sie sah nicht mehr aus wie ihre Mutter. Nicht wirklich. Zunächst hatte Philine den Eindruck, in ein fremdes Gesicht zu schauen. Erst nach langem Suchen entdeckte sie die vertrauten Züge. Die Frau im Bett wirkte eher wie eine Wachsfigur, die jemand nach dem Vorbild ihrer Mutter erschaffen hatte. Ihr fehlte das Lebendige. Die Energie. Ihre Mutter war keine Schönheit, dafür war ihr Kinn zu kantig und die Augen standen zu weit beieinander. Aber sie besaß ein Lächeln, das selbst dann noch alles überstrahlen konnte, wenn ihr Blick von Sorgen umwölkt war. Zwar hob und senkte sich noch die Brust dieser Frau, dennoch hatte Philine den Eindruck, als handelte es sich um eine leere Hülle.

»Wir passen auf Ihre Mutter auf.« Die Stimme der Pflegerin drang wie das Sirren einer Stechmücke in Philines Gedanken.

Philine löste sich vom Anblick ihrer Mutter. »Komm«, raunte sie, ihre Hand fest um die ihrer Schwester geschlossen. Sie hielt ihre freie Faust zwar unten, rempelte die Pflegerin jedoch im Vorbeieilen an.

»Entschuldigung«, brachte sie zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

Dann zog sie Leti weiter, ohne zurückzuschauen. Hin zu den Fahrstühlen, wo sie auf die Knöpfe hämmerte, die Türen jedoch geschlossen blieben. Ein Blick auf die Anzeige ließ erkennen, dass sich die Kabinen im Erdgeschoss oder ganz oben befanden. Philine wirbelte herum und riss die schwere Tür zum Treppenhaus auf. Ihre Schritte hallten von den schmucklosen Wänden wider, während sie ein Stockwerk nach dem anderen hinab flüchteten. Als sie schließlich die Haupthalle betraten, schwitzte Philine und sie hörte Letis keuchenden Atem. Ihre Schwester beschwerte sich jedoch nicht, sondern stolperte ihr einfach hinterher.

Draußen auf dem Parkplatz warteten mehrere Public Cars. Normalerweise verzichtete Philine auf deren Nutzung, um

Geld zu sparen. Aber in diesem Zustand würde sie sich garantiert nicht in einen der überfüllten Busse setzen.

Sie ging auf eines der autonomen Fahrzeuge zu und hielt ihre linke Hand vor den Scanner der Autotür. Ein grünes Lämpchen leuchtete auf und zeigte an, dass das Auto den ID-Chip in ihrem Gewebe ausgelesen hatte. Philine riss die Tür auf und ließ Leti als Erste einsteigen, bevor sie selbst auf den Sitz fiel. Das Radio schaltete sich ein und ein aktueller Popsong erklang.

»Fahrziel?«, fragte die sanfte Stimme des Fahrzeuges.

»Nach Hause«, zischte Philine.

Auf der Frontscheibe erschien die Karte von Kiel. Eine rote Linie markierte ihre Route. Philine bestätigte die Auswahl mit einem gefauchten »Ja«.

Nahezu geräuschlos setzte sich der Wagen in Bewegung und ließ das Gebäude mit all den kranken Menschen hinter sich. Philines Brust wurde eng. Sie hatte den Eindruck, kaum Luft zu bekommen.

»Scheiße!« Ihre geballte Faust hämmerte gegen die Seitentür. Ein befriedigender Knall erklang, sodass Philine gleich noch einmal dagegenschlug, dann noch einmal und noch einmal. Ihre Augen brannten. Ärgerlich wischte sie sich darüber. Als sie zu Leti blickte, sah sie, dass deren Wangen feucht glänzten.

Philine biss sich auf die Unterlippe, schloss die Lider und atmete mehrmals tief durch. Dann ergriff sie die Hand ihrer Schwester, beugte sich vor und hauchte einen Kuss darauf.

»Alles wird gut.«

»Mama wird ...« Leti verstummte und wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht. »Sie wird nicht mehr nach Hause kommen, oder?«

»Doch. Doch, das wird sie. Ganz bestimmt.«

Leti sah sie mit tränennassen Augen an. »Du lügst.« Es lag kein Vorwurf in ihrer Stimme. Nur eine Feststellung.

Darauf wusste Philine nichts zu erwidern. Einen Moment lang erfüllte nur die Musik aus dem Radio das Innere des Fahrzeuges.

Leti richtete sich auf. »Es ist so ungerecht.«

Philine zuckte zusammen, als sie ihre eigenen Gedanken aus dem Mund ihrer Schwester hörte. »Gerade Mama hat das nicht verdient.«

»Natürlich ist es nicht fair.« Philine wandte sich ab. Ihr Vater kam ihr in den Sinn, woraufhin der Groll in ihrem Magen umso stärker wurde. »So ist die Welt nun mal.«

»Sie war immer für uns da«, murmelte Leti. »Immer. Und nun soll sie –«

»Denk nicht einmal dran!« Philine schaute ihre Schwester eindringlich an, während sie spürte, wie sich die Hilflosigkeit in ihrer Brust zusammenballte. Sie sah vor sich, wie ihre Mutter nach Hause kam. Erschöpft von einem langen Arbeitstag, an dem sie meistens nicht nur einem, sondern gleich zwei Jobs nachgegangen war. Und doch hatte sie Philine und Leti stets lächelnd in die Arme geschlossen und mit sanftem Tadel in der Stimme gefragt, wieso sie noch nicht im Bett seien.

Als Philine einen kleinen Job im Altersheim ergattert hatte, um mit dem zusätzlichen Verdienst ihre Mutter zu entlasten, hatte diese ihr kopfschüttelnd über die Haare gestrichen und gemeint, dass Philine keinesfalls arbeiten, sondern sich auf die Schule konzentrieren sollte.

Bildung ist alles, hatte sie gesagt. Ohne den richtigen Schulabschluss werden euch sämtliche Türen verschlossen bleiben.

Philine umschloss die Hand ihrer Schwester fester und spürte, wie diese den Druck erwiderte. Schweigend verharrten sie, während die Musik im Radio durch die Stimme eines Nachrichtensprechers ersetzt wurde.

Philine hörte kaum hin. In Gedanken war sie bei ihrer Mutter und der ihr widerfahrenden Ungerechtigkeit. Vor allem stand jedoch die drängende Frage im Raum, was sie nun unternehmen sollten.

»Am vergangenen Samstag begann die Genetik-Woche in Hannover«, berichtete die Nachrichtensprecherin und ließ Philine aufhorchen. »Aussteller und Experten gehen der Frage

nach, mit welchen Maßnahmen der menschliche Genpool weiter verbessert werden kann. Es geht mehr denn je um die internationale Zusammenarbeit und das vereinbarte Ziel, den perfekten Menschen zu erschaffen, um so gemeinsam einer strahlenden Zukunft entgegenzuschreiten.«

Philine presste die Kiefer aufeinander, um jene Schimpf-tiraden zurückzuhalten, die ihr auf der Zunge lagen.

Gemeinsam, dachte sie. *Dass ich nicht lache.*

Im Radio wurde nun ein Ausschnitt aus der Rede der Bundeskanzlerin eingespielt, die von einer Intensivierung der Kooperation der EU-Länder mit China und den USA sprach und zudem betonte, welchen Beitrag jeder einzelne Bürger leisten konnte, um die von allen so ersehnte Zukunft Wirklichkeit werden zu lassen.

Anschließend wechselten die Nachrichten zu anderen Themen wie der aktuellen Inflationsrate und der baldigen Rückkehr des Schulschiffes Gorch Fock nach Kiel.

Währenddessen fuhr ihr Fahrzeug erst den Kronshagener Weg und dann den Skandinaviendamm entlang und hielt kurz darauf vor ihrem Wohnblock. Ein Geldbetrag erschien auf der Frontscheibe, im nächsten Moment kündigte ein grüner Punkt an, dass die Summe abgebucht worden war.

Sie gingen auf den schmucklosen Bau zu, in dem sich ihre Wohnung befand. Die Pflastersteine waren alt, zwischen ihnen wuchs Unkraut. In den überquellenden Mülleimern suchte ein Obdachloser nach Pfandflaschen oder nach Essen. Im Treppenhaus hing wie immer der Geruch von kaltem Zigarettenrauch. Während der Fahrstuhl sie rumpelnd nach oben trug, dachte Philine erneut an ihren Vater. Ein bitterer Geschmack machte sich in ihrem Mund breit.

Sie hielt die Hand mit dem ID-Chip vor den Scanner neben der Wohnungstür und mit einem Klick entriegelte sich das Schloss.

»Willkommen zu Hause«, säuselte die körperlose Stimme von Alan. Philine ignorierte den Home-Assistenten und auch

die wummernde Musik des Nachbarn, die durch die viel zu dünnen Wände drang. Beschwerden über die Lautstärke hatten noch nie geholfen.

Alles war wie immer. An der Garderobe hingen dieselben billigen Jacken, auf dem Boden lag derselbe abgewetzte Teppich. Die Wohnung sah genauso aus wie am Morgen, als die Welt noch in Ordnung gewesen war.

Trotzdem hatte sich etwas geändert. Das hier war seit mehr als fünfzehn Jahren ihr Zuhause, und doch wirkte es mit einem Male so fremd wie die Frau in dem Krankenhausbett.

Sie schob die Gedanken beiseite, schüttelte die Schuhe von den Füßen und hängte die Jacke weg.

»Kümmerst du dich um die Pizza?«, bat sie.

Leti nickte, legte dann jedoch den Kopf schief und sah sie fragend an.

»Ich rufe unseren Vater an.« Philine schluckte. »Wenn wir mehr Geld für die Behandlung hätten ...«

Auf Letis Zügen zeigte sich ein mutloses Lächeln. Aber sie kommentierte Philines Vorhaben nicht, sondern ging in die Küche.

Während Philine das Wohnzimmer betrat, hörte sie, wie Leti mit Alan redete. Ihr selbst stand ein weitaus unangenehmeres Gespräch bevor.

Sie schloss die Tür und straffte sich, dann zog sie ihren Smartbuddy aus der Tasche. Sie tippte auf den kleinen Kasten in ihrer geöffneten Handfläche, woraufhin in der leeren Luft darüber die Hologramme mehrerer Icons erschienen.

»Vater anrufen«, befahl sie. Sie brachte die Worte nur mit Mühe über die Lippen. Sie wollte nichts mit diesem Mann zu tun haben, ihr blieb jedoch keine Wahl.

Die Icons verschwanden. Statt ihrer drehte sich das Symbol eines Telefonhörers. Es tutete mehrmals, bevor das Gespräch angenommen wurde. Der Kreis löste sich auf und das holografizierte Bild ihres Vaters erschien. Prompt stieg eine derart massive Abneigung in ihr auf, dass sie das Gerät am

liebsten gegen die Wand geschleudert hätte. Sie musste schlucken und bemühte sich, ihre Emotionen beiseitezudrängen.

»Wie geht es ihr?«, fragte die raue Männerstimme.

Philine wandte sich kurz zur Tür, um sicherzugehen, dass diese auch wirklich geschlossen war. Dann konzentrierte sie sich wieder auf das in der Luft schwebende Gesicht und zischte: »Das kannst du dir wohl selbst beantworten. Sie stirbt!«

Ihr Vater seufzte. »Wir wussten, dass dieser Tag irgendwann –«

»Ja, das wussten wir. Aber hätten wir nur etwas mehr Geld, dann würde er noch Jahre entfernt sein.«

»Phili, ich tu wirklich –«

»Nenn mich nicht so!« Sie hasste es, wenn er sie mit ihrem Kosenamen ansprach. Und trotzdem tat er es immer wieder, als ob er damit irgendwas an ihrer Beziehung ändern könnte.

Er seufzte erneut. »Hat der Anwalt inzwischen geantwortet?«

Philine schnaufte abfällig. »Der sagt, dass wir keine Chance auf Schadenersatz haben. Die Firmen könnten nur dann belangt werden, wenn das Edit selbst irgendwelche unvorhergesehenen Nebenwirkungen hätte. Aber das ist ja in Ordnung, es ist die Wechselwirkung, die Mama krank macht. Man müsste den Genetikingenieur verklagen, der hat diesen Scheiß verursacht.«

Es war so makaber. Ihre Mutter besaß nur fünf genetische Editierungen, doch zwei davon ...

»Das habe ich mir gedacht«, sagte ihr Vater. »Die Firmen sind rechtlich gut abgesichert. Heute würde –«

»Das interessiert mich nicht! Der Ingenieur hat die Edits schlecht zusammengestellt, sie beharken sich gegenseitig und bringen Mamas Körper durcheinander. Die Medikamente helfen kaum noch, selbst die Stammzellentherapie zeigt keine Wirkung mehr.«

»Wie viel Zeit bleibt ihr?« Seine Stimme klang resigniert. Wahrscheinlich hätte er den Feierabend lieber anders verbracht,

als mit seiner entfremdeten Tochter über die sterbende Ex-Frau zu sprechen.

Tja, Pech gehabt, dachte Philine.

»Wir brauchen Geld«, wiederholte sie. »Diese experimentelle Gen-Therapie in den USA, mit der –«

»Wie viel?«

»Wie viel hast du?«

»Ich könnte euch zehntausend –«

»Das reicht nicht!« Mit der freien Faust schlug sie gegen die Wohnzimmerwand. Schmerz schoss durch ihren Arm, ein Bild fiel herunter. »Du kannst Geld haben. Viel Geld! *Wir* könnten Geld haben. Aber dir sind ja fremde Menschen wichtiger als deine eigenen Töchter! Deinetwegen stirbt Mama!«

Mit einer abgehackten Bewegung beendete sie die Verbindung. Sie wollte die beschissenen Ausreden ihres Erzeugers nicht hören. Sein Geschwafel von sozialer Verantwortung konnte er sich in den Arsch schieben. Während er sich in seinem gemeinnützigen Engagement selbst beweihräucherte, lebten sie in einer Müllhalde.

Philine wandte sich um, um in die Küche zu gehen. Als sie Leti in der offenen Wohnzimmertür stehen sah, schrak sie zusammen.

»Leti, wieso ... Du sollst nicht lauschen!«

»Du hast so laut gebrüllt, dass ich es ohnehin gehört hätte.« Die Lippen ihrer Schwester verzogen sich zu einem freudlosen Lächeln. »Er kann uns also nicht helfen.«

»Er *will* uns nicht helfen!« Philine schnaubte verächtlich. »Sitzt auf seinen tollen Edit-Patenten und weigert sich, Nutzungsgebühren zu verlangen. Er verschenkt ein Vermögen. Einfach so.«

Leti zuckte mit den Schultern. »Er hilft den Menschen.«

»Und dafür opfert er uns. Er opfert Mama. Sein beschissener Egoismus verdammt all seine Nachkommen!«



VEIT

MITTWOCH, 1. APRIL

Der Fahrstuhl hielt und mit einem *Pling* glitten die Türen auseinander. Veit atmete tief durch und betrat den schmalen Altbauflur. Zwei Türen befanden sich auf dieser Etage. Beide waren aus Holz und weiß gestrichen. Neben der rechten verkündete ein Schild an der Wand, dass es sich hierbei um die Räumlichkeiten der *Wunschkindpraxis Joseph Brenner* handelte.

Veit rückte sein Hemd zurecht und fuhr sich durch die Haare. Nun begann also sein neuer Lebensabschnitt. Er brannte schier darauf, endlich mit dem Designen von Babys beginnen zu dürfen. Lächelnd stellte er sich vor, wie er der zukünftigen Generation seinen Stempel aufdrückte. Er würde perfekte Kinder entwerfen, für die Krankheiten oder körperliche Unzulänglichkeiten ein Fremdwort wären. Intelligent, belastbar, gesund. Ein Geschenk für den menschlichen Genpool.

Schon bald würde Veit zu jenen gehören, die maßgeblich dazu beitrugen, ihre Gesellschaft in eine bessere Zukunft zu führen. Mit jeder Generation kamen sie dem perfekten Menschen einen kleinen Schritt näher. Er stellte sich gern vor, dass man seine Designs eines Tages ebenso bewundern würde wie jene von Elizabeth Ayaz oder Daniel Brown.

Ein Lächeln strich über seine Lippen.

Trotzdem bildete sich unter seinen Achseln Schweiß. Die Nervosität meldete sich zurück, vermischt mit der altbekannten Angst, dass ihn jemand durchschauen könnte. Wie immer in solchen Momenten stieg vor seinem inneren Auge die Vorstellung auf, wie sich ein ausgestreckter Zeigefinger anklagend auf ihn richtete.

Heuchler.

Veit presste die Lippen aufeinander und versuchte mit aller Macht, das unerwünschte Bild zu vertreiben. Er rief sich stattdessen in Erinnerung, dass diese Praxis ohnehin nicht zu den Top-Adressen gehörte. Natürlich nicht, dies war sein erster Job nach dem Studium, da durfte man nicht allzu wählerisch sein. Mit ein wenig Berufserfahrung würde er sicherlich bald zu einer Praxis mit mehr Prestige wechseln können. Dennoch ... Wie sollte er jemals zu der Größe einer Elizabeth Ayaz aufsteigen, wenn er schon jetzt derart zittrig war?

Sie werden dich enttarnen.

Fahrig richtete er erneut seine Haare, zupfte sein Hemd ein letztes Mal zurecht. Gerade als er die Hand nach der Tür ausstrecken wollte, vibrierte sein Smartbuddy. Er hatte eine Nachricht von Isabella erhalten.

Viel Erfolg heute, Schatz. Beeindrucke sie!

Er antwortete ihr mit einem Emoji, das einen hochgereckten Daumen zeigte. Dann steckte er das Gerät weg und hielt seine Hand vor den Scanner. Die Tür öffnete sich mit einem Klacken. Ein heller Eingangsbereich breitete sich vor ihm aus. Weiße Wände, polierter Dielenboden. Gegenüber der Eingangstür ruhte der Empfangstresen, von wo aus ihm eine junge Frau entgegengrinste. Wache Augen blitzten unter einem lockigen Pony hervor.

»Du musst unser Neuer sein.« Sie stand auf, griff nach einem auf dem Tisch liegenden Blumenstrauß und kam ihm entgegen. Veit gaffte sie an.

Er hatte bei der Fachangestellten einer Wunschkindpraxis die perfekten Gesichtszüge einer Göttin erwartet. Ein Äußeres, das bei den werdenden Eltern den Wunsch weckte, den eigenen Nachwuchs mit ebenso harmonischen Genen zu beschenken. Stattdessen blickte er in ein unsymmetrisches Gesicht. Das rechte Auge war eine Nuance höher als das linke, auf der Nase thronte ein kleiner Höcker und die Lippen waren auffällig dünn. Make-up bedeckte die Haut, konnte jedoch all

die Unreinheiten nicht vollkommen verschwinden lassen. Eine Uneditierte. Was machte eine wie die in einer Wunschkindpraxis? Schlimm genug, dass man Brenner ansah, dass an dessen DNA in Sachen Optik wenig verändert worden war. Allerdings kam es bei ihm ja auch nur auf seine Intelligenz an. Da konnte man ein Auge zudrücken. Aber wieso hatte sein Chef jemanden wie diese Frau eingestellt? Sollte das ein Statement sein? Ziemlich befremdlich. Scheiße, an was für einen Laden war er hier nur geraten? Hätte das Bewerbungsgespräch von Angesicht zu Angesicht stattgefunden statt über eine Videokonferenz, dann wäre Veit sicherlich rückwärts wieder hinausgestolpert.

Auf dem Gesicht der Uneditierten machte sich ein spöttischer Ausdruck breit. »Ist irgendwas?«

Veit gab sich einen Ruck. »Ich ... Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Klar.« Ihre Stimme triefte vor Sarkasmus. »Den soll ich dir von Joseph geben. Willkommen in der Praxis und so.« Sie drückte ihm den Blumenstrauß gegen die Brust. Hastig packte er ihn, bevor die Pflanzen noch Flecken auf seinem weißen Hemd hinterlassen konnten.

Die Uneditierte bedachte ihn mit einem wissenden Blick. »Ich bin übrigens Romy. Ich freue mich schon auf unsere Zusammenarbeit. Joseph hat eben angerufen. Meinte, er verspätet sich, kommt wohl gegen Mittag. Die ersten Patienten sollst du übernehmen.«

Veit benötigte einen Moment, um den Inhalt ihrer Worte zu verarbeiten. Mit einem Mal war sein Mund ganz trocken.

Romy lachte auf. Es klang rau und mehr nach einem Bellen. »Keine Angst, mein Hübscher – handelt sich bloß um ein Erstgespräch, ich habe die Akten eben rausgesucht. Der Termin ist um neun.«

Natürlich wusste er, wie so ein Gespräch ablief. Während seines Pflichtpraktikums war er bei mehr als einem Dutzend dabei gewesen – jedoch nur als Zuschauer, der höchstens hier

und da ein paar Grundlagen erläutert hatte. Aber blieb ihm denn eine Wahl? Er musste beweisen, dass er es draufhatte.

»Okay ... Kein Problem.«

Schmunzelnd klopfte Romy ihm auf die Schulter. »Das bekommst du schon hin, und wenn nicht, dann hast du zumindest ein hübsches Gesicht.« Sie zwinkerte ihm zu. Ein seltsamer Ausdruck stand in ihren Augen. Eine Mischung aus Herablassung und Erheiterung. »Komm, die Blumen brauchen Wasser.«

Sie wirbelte auf dem Absatz herum und er folgte ihr den Flur entlang in einen der Büroräume. Durch die hohen Fenster fiel Sonnenlicht auf einen wuchtigen Schreibtisch aus dunklem Holz.

»Das ist deiner«, meinte Romy. »Auf dem Paperlike findest du die Akten des Paares. Bin gleich zurück, hole nur schnell eine Vase.« Schon rauschte sie davon.

Veit legte die Blumen auf dem Tisch ab. Mit seltsam steifen Schritten umrundete er ihn, ließ sich auf dem ergonomischen Stuhl nieder und zog das Paperlike zu sich heran, um das Gerät zu aktivieren. Das eben noch durchsichtige Blatt färbte sich erst weiß, dann erschienen Buchstaben, Bilder und Grafiken. Er sah zur Wanduhr. Halb neun, er hatte nur dreißig Minuten, um sich mit den Akten seiner Patienten vertraut zu machen. Das konnte doch nur ein schlechter Scherz sein.

Trotzdem blieb ihm wohl keine andere Wahl, als sich auf diese absurde Situation einzulassen.

Mit schweißnassen Händen rief er die erste Krankenakte auf. Sie gehörte einer gewissen Elnora Mendes. Rasch überflog er die allgemeinen Daten. Die Frau war achtundzwanzig Jahre alt, bislang kinderlos und auch ansonsten wies ihre Akte wenig Einträge auf. Bis auf ein gebrochenes Bein und die üblichen epigenetischen Korrekturen hatte sie nie ärztlich behandelt werden müssen. Veit blätterte weiter und hob eine Augenbraue. Nicht schlecht. Frau Mendes verfügte über vierundsechzig genetische Modifikationen. Neununddreißig davon vererbt, satte fünfundzwanzig Edits waren bei ihrer

Zeugung hinzugekommen. Da hatten ihre Eltern sich nicht lumpen lassen. Musste ein halbes Vermögen gekostet haben.

Romy kehrte zurück, in der Hand eine Vase, in die sie die Blumen stellte. Ihre Lippen waren zu einem Schmunzeln verzogen. Offenbar amüsierte sie seine verzwickte Situation, aber er hatte jetzt nicht die Muße, sich mit der Schadenfreude dieser Uneditierten auseinanderzusetzen.

»Ich bringe dir einen Kaffee«, meinte sie. »Du siehst aus, als bräuchtest du einen.«

»Ja. Kaffee. Danke.« Er sah zur Uhr. Zwanzig vor neun. Romy verließ sein Büro, während er die Vase an der Tischkante ausrichtete.

Sein Blick huschte über die Tabelle mit den Edits. Einige sagten ihm etwas, Grundwissen aus den ersten Semestern. Er erkannte eines der Standard-Edits, mit denen die Übertragungsgeschwindigkeit von Synapsen beschleunigt wurde. Ein anderes diente der Verbesserung des Stoffwechsels. Er scrollte runter und fand weitere Standard-Edits, welche dem Träger dieser Gene zu einem verbesserten Immunsystem verhelfen sollten. Er stieß allerdings auch auf Edits, die ihm vollkommen fremd waren.

Er blätterte weiter, doch da war nur noch der aufgeschlüsselte genetische Code der Frau. Durch den würde er sich definitiv nicht arbeiten, der Datenwust war ohnehin zu lang, als dass ein Mensch tatsächlich etwas damit anfangen konnte. Dass er hier aufgeführt wurde, war bloß der deutschen Bürokratie zu verdanken, die stets alles ganz genau protokolliert haben wollte und gleichzeitig zwanzig Jahre im Rückstand war. Im Studium hatten sie immer gewitzelt, dass im Gesundheitsamt angeblich noch Faxgeräte standen.

Er schloss die Akte von Elnora Mendes und rief die zweite auf. Sie gehörte einem Maximilian Sheckley, vermutlich ihr Ehemann oder Partner. Er war dreißig und seine Krankenakte wies deutlich mehr Einträge auf. Offenbar hatte man ihm vor fünf Jahren den Blinddarm entfernt.

Veit schüttelte den Kopf. Blinddarmentzündung, wie altertümlich. Potenzielle Probleme mit diesem hätten eigentlich schon im Frühstadium erkannt werden müssen, wo eine rein medikamentöse Behandlung noch möglich gewesen wäre.

Veit tippte auf den Eintrag, woraufhin sich ein Fenster mit weiterführenden Informationen öffnete. Ah, sieh an. Der Blinddarm war im Kongo entfernt worden. Die Gesundheitsüberwachung in diesem Land galt noch immer als lückenhaft. Wenn Maximilian Sheckley sich einige Zeit dort aufgehalten hatte, konnte es durchaus sein, dass die Entzündung erst entdeckt worden war, als schon die ersten Symptome auftraten.

Veit begutachtete den übrigen Krankheitsverlauf. Nichts Weltbewegendes, aber doch befremdlich. Ihm fiel auf, dass man bei Sheckley auffällig oft epigenetische Korrekturen vorgenommen hatte. Zudem hatte er sich vor zehn Jahren einer Genterapie unterziehen müssen, um einen metastasierenden Lungenkrebs loszuwerden. Geradezu archaisch, wer hatte heutzutage noch Lungenkrebs? Die genetischen Risikofaktoren waren doch schon in der zweiten Generation an Designerbabys routinemäßig entfernt worden.

Mit gerunzelter Stirn wischte er über das Paperlike und blätterte bis zur Tabelle mit den Edits. Angesichts des Krankheitsverlaufes hätte es ihn nicht überrascht, hier kaum Eintragungen vorzufinden. Aber er täuschte sich, Sheckley war doch kein Uneditierter. Ganze siebenundsiebzig genetische Modifikationen nannte er sein Eigen.

Die wenigsten sagten Veit etwas. Er tippte auf einen der Einträge. Ein Fenster öffnete sich und informierte ihn darüber, dass dieses Edit *die embryonale Suppression der AB-Variante beschleunigte*.

Eine Erläuterung, mit der Veit rein gar nichts anfangen konnte. Nervös richtete er seinen Hemdkragen, tippte auf ein anderes Edit, aber auch dessen Beschreibung war für ihn wenig aufschlussreich.

»Na toll.«

Er schwitzte immer stärker. Wie sollte er das Paar beraten, wenn er nicht einmal verstand, wozu die Edits des Mannes dienten? Natürlich würde er bei der Erstellung ihres Wunschkindes auf die Unterstützung eines Analyse-Algorithmus zurückgreifen. Aber das half ihm im Moment nicht weiter. Das Paar traf schon bald ein, die Zeit reichte einfach nicht aus, sich ein umfassendes Bild zu machen. Verdammt, er würde sich hoffnungslos blamieren.

Versager.

Um zumindest irgendetwas Sinnvolles zu tun, öffnete Veit das Notizprogramm auf dem Paperlike, nahm den bereitliegenden eStift zur Hand und hielt fest, dass das Immunsystem des geplanten Kindes auf dem der Mutter beruhen sollte. Er tippte auf *Speichern*, fühlte sich aber genauso unvorbereitet wie zuvor.

Gerade als er sich zumindest die ersten Edits des Mannes im Detail anschauen wollte, klopfte es an der offen stehenden Tür. Erschrocken hob er den Kopf und erblickte Romy.

»Mendes und Sheckley sind da«, teilte sie ihm mit.

Veits Blick flog zur Uhr. Es war erst zehn vor, seine Patienten waren zu früh. Sollte er Romy bitten, sie noch kurz im Wartezimmer Platz nehmen zu lassen? Er setzte zu einer Antwort an, da erklang im Flur eine weibliche Stimme.

»Ist dort das Büro? Komm, Schatz – hier scheint es langzu-
gehen.«



VEIT

MITTWOCH, 1. APRIL

Romy trat zur Seite, um das Paar hereinzulassen. Fahrgrich Veit sein Hemd glatt.

Elnora Mendes schritt energisch voran. Ihr Äußeres war tatsächlich so makellos, wie Veit es anhand der Edits angenommen hatte: hohe Wangenknochen, eine schmale Nase, volle Lippen und fließende blonde Haare, die fast schon animiert wirkten. Dazu ein harmonischer Körper mit perfekten Rundungen. Das Auffälligste an ihr waren jedoch ihre Augen, die in einem grellen Lila leuchteten.

Veit fand keinerlei Gefallen an derart unnatürlich wirkenden genetischen Editierungen. Im Gegenteil. Trotzdem lächelte er, als er um den Tisch herumging und der Frau die Hand reichte. Ein abschätziger Blick traf ihn, wanderte erst an ihm hinab und dann wieder hinauf, um schließlich an seinem Gesicht hängen zu bleiben. Prompt wurde sein Mund trocken und er erwartete geradezu, dass sie nun den Arm hob und mit dem Finger auf ihn deutete.

Heuchler.

Sie kniff die Augen halb zusammen. »Sie sehen ziemlich jung aus.« Ihr Tonfall machte deutlich, dass diese Feststellung nicht als Kompliment gedacht war.

Veit zwang sich, sein Lächeln beizubehalten, obwohl es sich mittlerweile recht hölzern anfühlte. »Gute Gene.«

»Hm.« Die Frau ließ seine Hand los, sodass Veit auch ihren Ehemann begrüßen konnte.

Gelockte schwarze Haare, harmonische Gesichtszüge und Grübchen. Maximilian Sheckley war ebenfalls gut aussehend,

doch die leichte Asymmetrie in seinen Zügen ließ auf eine Naturschönheit schließen, an welcher ein Genetikingenieur nur wenig verändert hatte.

»Bitte, setzen Sie sich.« Veit deutete auf die beiden Besucherstühle. Mendes ließ sich grazil nieder, während ihr Ehemann trotz seiner durchtrainierten Figur etwas plump wirkte. Als Veit auf seinem eigenen Stuhl Platz nahm, kam er sich hinter diesem massiven Schreibtisch mit einem Mal sehr klein vor. Aus dem Augenwinkel schielte er auf das Paperlike, auf dem noch immer Sheckleys Tabelle zu sehen war. Was für Edits hatte der Kerl bloß? All diese Bezeichnungen, die zu meist nur aus undurchschaubaren Aneinanderreihungen von Buchstaben und Zahlen bestanden, sagten ihm rein gar nichts.

Wieso hatte man ihn nur derart unvorbereitet in diese Situation gestoßen? War das Ganze vielleicht ein Test?

Du wirst dich blamieren.

Prompt wurden seine Handflächen feucht. Das Lächeln auf seinem Gesicht fühlte sich mittlerweile wie eine Grimasse an. Er räusperte sich. »Sie haben sich also entschieden, ein Baby zu bekommen. Glückwunsch. Haben Sie ein Wunschgeschlecht?«

Im selben Moment schalt er sich einen Idioten. Was für eine dämliche Frage.

Mendes lachte auf und ergriff die Hand ihres Mannes. »Nun, als Erstgeborenen wollen wir einen Sohn haben. Wir planen mehrere Kinder und irgendwie ... Hach, ich weiß, es ist altmodisch, aber mir gefällt das Bild eines großen Bruders, der seine jüngere Schwester beschützt.«

Sheckley zwinkerte seiner Frau amüsiert zu. Offenbar gab es zu dem Thema *großer Bruder* einen Insider.

»Wunderbare Vorstellung«, kommentierte Veit und kam sich weniger wie ein Genetikingenieur, sondern eher wie ein Versicherungsverkäufer vor. Er räusperte sich erneut. »Natürlich gibt es keine Garantie, dass es tatsächlich ein Junge wird.«

Mendes verdrehte die Augen. »Ja, ich weiß. Die Geschlechterzuteilung übernimmt der Staat. Übertrieben, wie ich finde. Die Bevorzugung eines männlichen Nachkommen ist mittlerweile doch wirklich passé. Aber der Staat wird unseren Wunsch berücksichtigen, oder?«

»Natürlich.« Noch immer fühlte sich Veits Hals rau an. Hatte Romy ihm nicht einen Kaffee versprochen? Ratlos schaute er auf sein Paperlike und wusste einen Moment lang nicht, wie er weiter vorgehen sollte. Die sowohl skeptischen als auch erwartungsvollen Blicke des Paares machten es noch schlimmer.

»Beim Designen Ihres Wunschkindes gehen wir in zwei Schritten vor«, begann er schließlich. »Zunächst schauen wir, welche Gene und Edits Sie als Eltern mitbringen.«

Maximilian Sheckley nickte. »Die Neukombination. Da greifen Sie aber noch nicht in die DNA ein, oder?«

»Richtig. Wir schauen uns bloß Ihre Erbanlagen an und überlegen, was wir daraus machen können. Erst im zweiten Schritt würden wir dann neue Editierungen vornehmen, um Ihr Wunschkind weiter zu verbessern.«

Sheckley schürzte die Lippen. »Klingt nach einer Menge Fleißarbeit.«

Veit lachte auf. »Derartige Routineaufgaben erledigt die künstliche Maschinenintelligenz für uns. Wir Genetikingenieure arbeiten anschließend mit den Ergebnissen weiter.«

Elnora Mendes spielte mit einer Haarsträhne. »Nach welchen Kriterien werden Sie unser Kind zusammenstellen?«

»Im Vordergrund steht die Gesundheit«, erklärte Veit. »Das ist gesetzlich vorgeschrieben. Wir klopfen die gesamte DNA auf tödliche oder beeinträchtigende Krankheiten ab. Falls wir etwas finden und editieren müssen, übernimmt die Krankenkasse die Kosten.«

»Ich habe keine Erbkrankheiten«, verkündetet Elnora Mendes. »Darauf haben meine Eltern penibel geachtet. Alles raus, was irgendwie schaden könnte.«

»Sicherlich.« Veit legte die Hände aneinander. »Allerdings wird der Katalog an auszumerzenden Erbkrankheiten ständig erweitert. Welche Priorität bei der Zusammenstellung Ihres Kindes anschließend folgt, entscheiden Sie. Vielen ist Intelligenz wichtig, andere setzen eher auf das Aussehen, auf das Immunsystem oder die körperliche Leistungsfähigkeit. Aber der Umfang möglicher Verbesserungen hängt natürlich davon ab, wie groß Ihr Budget ist, um neue Edits zu erstehen.«

»Nun ...« Sheckley zögerte und sah seine Frau an. »Eigentlich hätten wir gern eine gute Mischung. Keinen Spitzensportler, jedoch schon etwas ... na ja, Beeindruckendes. Aber dumm sollte unser Kind auch nicht sein. Ich bringe beispielsweise sehr viele Edits mit, die meine Intelligenz erhöhen. Verbesserung der Neurochemie, schnellere Neubildungsrate der Nervenzellen und so. Allerdings lässt mein Abwehrsystem zu wünschen übrig.« Er zuckte mit den Schultern. »Meine Eltern waren in der Auswahl der Edits ein wenig ... nun ja, einseitig. Haben alles in mein Gehirn gesteckt.«

»Mit der Gesundheit kann dafür ich punkten.« Mendes grinste breit, dann deutete sie auf ihre lilafarbenen Augen. »Die hier will ich auch unbedingt vererben.«

»Natürlich.« Veit zwang sich zu einem professionellen Lächeln. »Wir werden die bestmöglichen Kombinationen ermitteln. Beim nächsten Termin in einer Woche würden wir die Details besprechen und zudem –«

Ein Klopfen an der Tür unterbrach Veits Vortrag.

»So, hier ist der Kaffee.« Romy trat ein und stellte einen Becher vor ihm ab, anschließend wandte sie sich an die Kunden. »Darf ich Ihnen ebenfalls etwas bringen?«

Sowohl Mendes als auch Sheckley lehnten ab, wobei Veit Mendes' abfälliger Blick nicht entging. Er konnte es ihr nicht verdenken. Auch er empfand Romys Anblick noch immer als befremdlich. Romy reagierte jedoch nicht darauf. Entweder hatte sie Mendes' Herablassung nicht bemerkt, oder sie ignorierte diese. Beschwingten Schrittes verließ sie das Büro.

Veit nahm einen großen Schluck von dem Kaffee, um das Kratzen in seinem Hals zu vertreiben, und setzte anschließend dort an, wo er von Romys Eintreten unterbrochen worden war. »Wie gesagt: Nächste Woche besprechen wir dann, welche Edits Sie problemlos weitervererben können, welche der vorhandenen Edits sich gegenseitig ausschließen und welche wir Ihnen zusätzlich empfehlen, um jenes Wunschkind zu erschaffen, das Ihnen vorschwebt.«

Mendes zog die Augenbrauen zusammen. »Edits, die sich gegenseitig ausschließen?«

»Es kann vorkommen, dass sowohl Sie als auch Ihr Mann das gleiche Edit besitzen, aber in unterschiedlichen Ausprägungen.« Veit deutete auf ihre lilafarbenen Augen. »Wenn Sie beispielsweise beide ein Edit für die Augenfarbe haben, müssen Sie sich entscheiden, welcher Farbe Sie den Vorzug geben. Ihr Kind könnte entweder lilafarbene oder braune Augen haben. Für zweifarbige Augen bräuchten Sie eine anderes Edit. Gleiches gilt für die Haare oder Ihre Haut. Wobei man das natürlich nicht so pauschal sagen kann. Genetik ist manchmal recht kompliziert.«

Sheckley lehnte sich vor. »Ich habe gehört, dass man mitunter Edits verwerfen muss, weil sie sich auf einem Chromosomenstrang befinden, den Sie für das Kind nicht verwendet haben.«

»Das stimmt nicht.« Veit schüttelte den Kopf. »Es kann zwar durchaus vorkommen, dass sich ein Edit auf einem Strang befindet, den wir nicht zur Erstellung Ihres Kindes genutzt haben. In einem solchen Fall würden wir jedoch besagtes Edit in das Erbgut des Kindes hineinkopieren.«

Mendes schürzte die Lippen. »Und wie viel kostet dieses Einfügen? Ich meine, für diese Edits haben unsere Eltern ein halbes Vermögen ausgegeben. Bitte nicht falsch verstehen, ich will hier nicht knausern. Aber ich möchte auch nichts doppelt bezahlen.«

Veit winkte ab. »Die Nutzungs- und Erbrechte für diese Edits besitzen Sie längst. Falls wir eines Ihrer Edits nachträglich

einbauen müssten, würden wir Ihnen lediglich die Arbeitsschritte für das Kopieren und Einfügen des Edits in Rechnung stellen. Und die Kosten hierfür sind vergleichsweise gering. Die Edits sind gewissermaßen die Materialien, wie beispielsweise Farben. Ich bin der Künstler, der daraus ein einzigartiges Gemälde erschafft. Nehmen wir erneut Ihre Augen als Beispiel.«

Bei dieser Erwähnung lächelte Mendes. Sie schien wirklich vernarrt in diese widerwärtig grelle Farbe zu sein.

»Ihre Eltern haben bei Ihrer Zeugung sehr viel Geld dafür bezahlt, dass eine bestimmte Gensequenz in Ihre DNA eingebaut wird.«

»Oh ja.« Sie strich sich über die Wange. »Aber es war jeden Euro wert.«

»Diese Gensequenz hat sich der behandelnde Genetikingenieur natürlich nicht selbst ausgedacht. Stattdessen hat er auf einen Katalog zurückgegriffen. In diesem Katalog sind alle derzeit verfügbaren Edits aufgelistet. Sie wissen selbstverständlich, dass lilafarbene Augen nicht in der Natur vorkommen, sondern komplett neu codiert wurden. Sobald es gelungen ist, eine nützliche und neuartige Gensequenz zu finden, wird ein Patent hierfür beantragt. Wie für eine Erfindung. Dies bedeutet, dass jeder, der diese Gensequenz für lilafarbene Augen nutzen will, den Patentträger dafür bezahlen muss.«

Mendes nickte langsam.

»Haben Sie jedoch erst einmal dieses Patent erworben«, fuhr Veit fort, »haben Sie auch das Recht, dieses zu vererben. Das heißt, dass selbst Ihre Urururururenkel noch über das Recht zur Nutzung dieser patentierten Gensequenz verfügen.«

Mendes nickte erneut, dieses Mal eifrig. Das mit der Vererbung von Nutzungsrechten war ihr offenbar bekannt.

»Das Teure an einem Edit ist somit nicht das Einfügen in die DNA«, erklärte Veit. »Also das, was ich als Genetikingenieur mache. Sondern die Nutzungslizenzen.«

Er merkte, dass er sich inzwischen etwas sicherer fühlte. Selbst der stechende Blick aus den lilafarbenen Augen verunsicherte ihn kaum noch. Den Rest des Gespräches bewältigte er auch, und nachdem sie über das Kostenlimit für neue Edits gesprochen hatten, verabschiedete er das Paar.

»Ich bin schon gespannt, was Sie für uns zaubern werden.« Mendes hielt seine Hand mit ihren Händen umschlossen. Trotz des breiten Lächelns hatte ihr Blick nach wie vor etwas Prüfendes. »Dieses Kind wird unser erster Beitrag für die strahlende Zukunft der Menschheit sein.«

»Ein Geschenk für den menschlichen Genpool«, erwiderte Veit.

Heuchler, sagte die Stimme in seinen Gedanken.

Das Paar verließ sein Büro und er hörte, wie sie am Empfang mit Romy sprachen, um den nächsten Termin auszumachen. Kurz darauf wurde die Praxistür geöffnet, dann wieder geschlossen.

Veit entwich erst ein Schnaufen, anschließend ein erleichtertes Lachen. Er hatte es überstanden!

Schritte näherten sich. Eine breit grinsende Romy erschien im Türrahmen. »Keine Sorge. Die nächsten Kunden kommen erst gegen Mittag und bis dahin sollte Joseph wieder da sein.«

»Gut.« Obwohl Veit mit seiner Leistung zufrieden war, konnte er eine Verschnaufpause gut gebrauchen. Am liebsten hätte er sein Hemd gewechselt. »Ich gebe mal die Daten ein und anschließend schauen wir, was der Algorithmus ausspuckt.«

»Viel Spaß dabei. Er heißt übrigens Morten.«

»Er?«

»Der Algorithmus.« Romy zwinkerte ihm zu, dann ging sie zum Empfangstresen.

Seufzend lehnte sich Veit zurück. Er hatte es überstanden und konnte jetzt nur noch hoffen, nicht allzu viele Fehler gemacht zu haben. Im Kopf ging er noch einmal das Gespräch durch und wäre in Erinnerung an den holprigen Einstieg am liebsten im Boden versunken.

Veit schob diese Gedanken beiseite und machte sich stattdessen daran, herauszufinden, welchen Zwecken Sheckleys Edits dienten.

»Okay, Morten. Dann lass uns mal loslegen.«

»Sehr gern«, erwiderte die Maschinenintelligenz.



PHILINE

MITTWOCH, 1. APRIL

Obwohl Philine versuchte, die Tür zum Hörsaal leise zu öffnen, erklang ein lautes Knarren. Professor Steinbach hielt in seinem Monolog inne und schaute zu ihr rüber. Seinem Blick folgten mindestens vier Dutzend weiterer Augenpaare.

Philine biss sich auf die Unterlippe. Seit sie die Wohnung verlassen hatte und auf wackeligen Beinen zum Bus gegangen war, hatte sich die Welt irgendwie verzogen angefühlt. Surreal, als ob sie sich in einem Film befände und nicht länger in ihrem eigenen Leben. Wieso zum Teufel war sie hier? Wieso ging sie zur Uni, obwohl ihre Mutter ohne Bewusstsein im Krankenhaus lag?

Sie zog die Schultern hoch und hätte am liebsten auf dem Absatz kehrngemacht. Zurück zur Bushaltestelle, zurück in ihr kaputtes Stadtviertel, zurück in ihre Wohnung. Was sie davon abhielt, war das simple Wort *Anwesenheitspflicht*. Sie hatte schon zu oft gefehlt. Noch einmal und sie wäre gezwungen, diesen Kurs zu wiederholen. Dies würde bedeuten, dass sie ein Semester dranhängen und ihr Studium damit um sechs Monate verlängern musste. Das konnte sie sich finanziell nicht leisten.

Vor allem aber hatte sie das Gefühl, all die Mühen ihrer Mutter zu verraten, wenn sie nicht jede Chance ergriff, diesem Leben in Armut zu entkommen.

Philine straffte die Schultern und suchte den Raum nach einem freien Platz ab. Es half ja nichts. Sie musste zumindest körperlich anwesend sein.

Natürlich waren nur noch in der ersten Reihe einige Stühle frei. Unter den Blicken aller Anwesenden schritt sie zum

nächsten freien Platz und legte ihre plötzlich unnatürlich laut raschelnde Jacke ab.

Professor Steinbach baute sich vor ihr auf. »Frau Dupont, was ist denn heute Ihre Entschuldigung?« Seine Stimme triefte vor Herablassung.

Philine atmete tief durch, kämpfte ihre Emotionen nieder und zwang sich ein Lächeln auf die Lippen, bevor sie aufsaß. Zum wiederholten Male stellte sie fest, dass er viel zu jung wirkte, um ein derart erfolgreicher Wissenschaftler zu sein. In der ersten Vorlesung hatte sie ihn zunächst für einen Studenten gehalten und die Augen darüber verdreht, dass er im Anzug erschienen war.

Bildung öffnet Türen. Ihre Mutter war nie müde geworden, diese Worte zu wiederholen. Dummerweise hatte sie nie erwähnt, dass Arschlöcher wie Professor Steinbach die Türsteher waren.

»Eine Antwort auf meine Frage wäre angebracht«, schnarrte Steinbach, woraufhin aus den Reihen hinter ihr leise Lacher erklangen. Philine spürte, wie sich die Blicke der ach so perfekten Studenten in ihren Rücken bohrten.

»Der Bus hatte Verspätung«, presste sie hervor. Eigentlich hätte sie ihm am liebsten etwas ganz anderes entgegengeschleudert. Nämlich, dass er sich sein dämliches Gelaber in den Arsch schieben sollte. Dass er auch nicht besser war als sie, nur weil irgendein toller Genetiker exzessiv an seiner DNA herumgebastelt hatte, während sie selbst gerade mal fünfzehn Edits besaß. Sieben von der Krankenkasse und acht vererbte.

»Nun, Frau Dupont. Vielleicht haben Sie es inzwischen vergessen, aber schon in der ersten Stunde hatte ich betont, dass ich großen Wert auf Pünktlichkeit lege.«

Natürlich erinnerte sich Philine. Ebenso daran, dass er wie ein blasierter Pfau auf und ab stolz war und die halbe Vorlesung davon gelabert hatte, wie glücklich sie sich schätzen konnten, von jemandem wie ihm zu lernen.

Dämlicher Lackaffe.

Tragischerweise gaben ihm die zahlreichen Auszeichnungen seiner wissenschaftlichen Arbeiten recht. An jenem Tag war ihr jedoch auch nicht entgangen, wie oft sein Blick an ihr hängen geblieben war. An ihr, der einzigen Person im Raum, die keine perfekten Gesichtszüge aufwies.

»Es wird nicht noch einmal passieren.« Sie hasste sich dafür, derart duckmäuserisch auftreten zu müssen. Es brachte jedoch nichts, sich diesem selbstgefälligen Arschloch entgegenzustellen. Aber sobald sie die Klausur erfolgreich hinter sich gebracht hatte, würde sie sich rächen. Sie träumte manchmal davon, wie sie sich mit einer Gabel auf ihn stürzte und ihm die Augen austach. Oder wie sie ihn mit Benzin übergoss, während er um sein Leben flehte.

Nein, das würde sie natürlich nicht machen, ungeschoren kam er aber dennoch nicht davon. Es würde etwas Kleines sein, etwas Heimliches. Vielleicht ein manipuliertes Bild aus einem Porno, das sie seiner Frau schickte. Oder sie schob ihm irgendwelche Drogen unter und machte die Polizei auf ihn aufmerksam. Vielleicht nahm sie auch schlicht einen Nagel und zerkratzte seinen heiß geliebten Tesla. Egal, sie hatte Zeit, gründlich darüber nachzudenken. Es sich genüsslich auszumalen. Und dann ... Immer wenn sie dafür sorgte, dass es anderen schlechter ging, kam es ihr so vor, als würde sie etwas von deren Lebensfreude abzapfen und sich selbst einverleiben. Ein Energietransfer.

Fast hätte sie gelächelt.

Steinbach schüttelte den Kopf. »Frau Dupont, Sie sollten wirklich Ihre Prioritäten überdenken. Heute ist es der Bus gewesen, letzte Woche der platte Fahrradreifen. Was wird es das nächste Mal sein? Ein Studium ist nichts, das nebenbei läuft. Entweder man ist zu einhundert Prozent bei der Sache, oder man erkennt endlich, dass man für einen anderen Lebensweg geschaffen ist.«

Philine ballte die Hände zu Fäusten. Allein das Wissen um ihre spätere Rache hielt sie davon ab aufzuspringen.

»Natürlich«, flüsterte sie.

»Gut.« Er blieb vor ihr stehen und starrte sie erwartungsvoll an. Das Murmeln der anderen Studenten war zu vernehmen. Schuhe scharrtten über den Boden, jemand räusperte sich. Das Schweigen des Professors wurde drückend. Philine ahnte, zu was er sie treiben wollte. Oft genug hatte er versucht, sie aus seiner Vorlesung zu vergrätzen. Offenbar wartete er darauf, dass sie ihre Jacke anzog und den Hörsaal verließ.

Demonstrativ öffnete sie ihren Rucksack, holte ihr Paperlike heraus und legte es vor sich auf den Tisch.

Die Oberlippe des Professors kräuselte sich. »Das Gerät hat auch schon bessere Tage gesehen, was?«

»Es funktioniert einwandfrei.«

»Zumindest dem Anschein nach.« Steinbach verschränkte die Hände hinter dem Rücken und wandte sich um. Mit gemächlichen Schritten begann er, auf und ab zu gehen. »Wie alt mag Ihr Paperlike sein? Ein Jahr? Zwei Jahre? Wie viele technische Neuerungen hat es in der Zeit gegeben? Ja, Ihr Gerät mag derzeit noch den Ansprüchen genügen.« Er blieb stehen und drehte sich ihr zu. Stur starrte Philine zurück und aktivierte ihr Paperlike. Das durchscheinende Blatt wurde weiß.

»Aber schon im nächsten Semester werden Sie sich mit komplexeren Programmen befassen müssen«, fuhr Steinbach fort. »Diese brauchen viel Rechenleistung. Reicht Ihr Paperlike auch dann noch aus?«

Philine legte den Kopf schräg. »Ich unterbreche Ihren Exkurs ja nur ungern, aber wäre es nicht langsam Zeit, mit dem eigentlichen Stoff dieses Kurses fortzufahren?« Sie nahm den eStift zur Hand.

Wieder erschien dieses abschätziges Lächeln auf Steinbachs Gesicht. »Nun, im Grunde haben Sie natürlich recht. Aber manchmal lohnt es sich, kurz innezuhalten. Innezuhalten und sich zu fragen, ob die Hardware dieses Gerätes auch in Zukunft noch ausreichen wird.«

Sie verdrehte die Augen. »Oh, wie kreativ. Sie nutzen mein veraltetes Paperlike als Metapher, um darauf anzuspielen, dass ich nicht so viele Edits besitze wie Sie und daher von Natur aus dümmere sei.«

Steinbach stieß ein schnaufendes Lachen aus. »Schön, dass Sie das Offensichtliche in Worte fassen.« Langsam kam er zu ihr zurück. »Dieses Paperlike hier wird schon bald an seine Grenzen stoßen. Es wird ausgedient haben und ersetzt werden müssen. Das einzig Tragische ist, dass es bis dahin einen Platz für sich beansprucht. Einen Platz, auf dem jemand anderes sitzen könnte. Jemand, der von Geburt an über die passende Hardware verfügt.«

»Genau wie jeder hier habe ich die Zulassungsbeschränkungen bestanden. Ich erfülle jede Voraussetzung und habe damit alles Recht der Welt, hier zu sitzen.«

»Ja, jetzt noch. Aber wie ich eben schon erwähnt habe: Die Komplexität wird zunehmen. Und selbst wenn Sie sich mit Ach und Krach durch alle Prüfungen hangeln, werden Sie am Ende doch nur eines sein ...« Er lehnte sich vor und stützte sich mit beiden Händen auf ihrem Tisch ab. »Mittelmäßig.«

»Das können –«

»Und zwar einfach deshalb, weil Ihre Hardware mangelhaft ist.« Er hob eine Hand und machte Anstalten, ihr gegen die Stirn zu tippen. Angewidert schlug sie seinen Arm weg.

»Nehmen Sie Ihre Drecksgriffel von mir!«

Grinsend richtete er sich auf. Hinter Philine ertönten vereinzelte Lacher.

In einer nachsichtigen Geste schüttelte er den Kopf. »Frau Dupont, ich möchte Sie bloß davor bewahren, Ihre Lebenszeit für eine närrische Träumerei zu verschwenden. Selbst wenn Sie dieses Studium erfolgreich abschließen, werden Sie dennoch arbeitslos bleiben. Sehen Sie sich doch einmal um. Schauen Sie sich Ihre zukünftige Konkurrenz an.«

Natürlich bewegte sich Philine nicht, sondern presste bloß die Kiefer aufeinander. Sie musste sich nicht umwenden, um

zu wissen, was sie dort sehen würde: perfekt modellierte Gesichter. Weithin sichtbare Plakate, die verkündeten, in welche Gruppe sie gehörten: zu den Editierten. Jenen ersten Vorläufern einer zukünftigen Menschheit, die so viel schöner, schlauer und gesünder sein würde. Und sie alle grinsten auf Philine herab. Von der ersten Vorlesung an war sie die Außenseiterin gewesen. Sie, die Uneditierte.

»Und stellen Sie sich vor, wie die Konkurrenz aussieht, die in zehn Jahren diese Universität verlässt«, fuhr Steinbach fort. »Mit jeder Generation werden die Menschen schlauer. Besser.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Alle, die sich gerade in diesem Hörsaal befinden, werden in wenigen Jahrzehnten Auslaufmodelle sein.«

Er lachte auf, doch für einen winzigen Moment zuckte ein Ausdruck von Sorge über sein Gesicht. Dann fing er sich wieder. »Da mögen Sie sogar recht haben. Umso mehr empfehle ich Ihnen, Ihre Motivation für dieses Studium zu hinterfragen. Sind Sie wirklich hier, weil Sie irgendwann in diesem Feld Geld verdienen wollen? Oder geht es nicht eher darum, etwas zu beweisen?«

»So ist –«

»Anstatt weiterhin mit vollem Tempo in eine Sackgasse zu rasen, könnten Sie jetzt noch wenden. Machen Sie eine Ausbildung. Das ist die Zukunft für uneditierte Menschen wie Sie.«

Philine ballte ihre Fäuste. »Ich habe den Eignungstest bestanden, ich bin genauso intelligent wie jeder andere hier im Raum.«

Steinbach warf in einer ergebenen Geste die Arme in die Höhe. »Es ist Ihre Entscheidung. Nun gut, wir werden sehen, was am Ende des Semesters dabei herauskommt. Aber seien Sie gewarnt: Ich werde auch bei Ihnen keinerlei Nachsicht haben.«

Verwirrt sah Philine ihn an. »Wieso sollten Sie –«

»Ich behandle all meine Studenten mit dem gleichen Maßstab. Egal, mit welcher Hardware sie hier erscheinen.«

Philine musste sämtliche Willenskraft aufbringen, um nicht aufzuspringen und diesem Großkotz das Gesicht zu zerkratzen. Das herablassende Lächeln auf seinen Zügen deutete an, dass ihm dies nicht entging.

Im selben Moment begann der Smartbuddy in ihrer Hosentasche zu vibrieren. In der Stille des Hörsaales war das Brummen deutlich zu vernehmen. Steinbach hob eine Augenbraue. Mit heißen Wangen holte sie das Gerät hervor, um das Telefonat abzuweisen. Dann las sie jedoch den Namen des Anrufers.

Paul Moore.

Sofort schlug ihr Herz schneller. Sie hatte dem Leiter des *Institutes of Genetic Medication* am Vorabend eine E-Mail geschickt, in der sie ihn geradezu angefleht hatte, ihre Mutter zu behandeln. Aber wenn sie ehrlich war, hatte sie nicht mit einer Antwort gerechnet, schon gar nicht mit einem Anruf.

Steinbach wurde zur Nebensächlichkeit. Philine sprang auf und eilte aus dem Vorlesungssaal, um das Gespräch im Flur anzunehmen. Sie hörte, wie Steinbach ihr etwas nachrief, achtete jedoch nicht darauf. Als sie mit der Hand über das Gerät wischte, fiel hinter ihr die Tür des Hörsaales mit einem seltsam endgültigen Geräusch zu.

»Mister Moore«, keuchte sie. »I didn't expect ...« Sie stockte, als sie in das holografierte Gesicht sah, das über ihrer Hand schwebte. Der Mann lächelte. Er lächelte! So sah niemand aus, der eine schlechte Nachricht überbringen wollte, oder? Und überhaupt – bei einer Absage rief doch heutzutage kein Mensch mehr an. Man schickte eine Mail und vermied jeden weiteren Kontakt.

»Ms Dupont, ich hoffe, ich störe nicht«, begann Moore auf Englisch. »Ihr Anliegen erschien mir jedoch derart drängend, dass ich nicht viel Zeit verstreichen lassen wollte.«

»Nein, alles in Ordnung«, beeilte sich Philine zu versichern. »Sie stören nicht. Im Gegenteil.« Ihr Herz klopfte wild. Von dieser Therapie hatten sie zwar schon vor einem

Jahr erfahren, doch ihre Mutter hatte eine Behandlung rigoros ausgeschlossen, da sie viel zu teuer war.

Er nickte. »Zunächst möchte ich Ihnen mein Mitgefühl aussprechen. Jedes Mal, wenn ich von Schicksalen wie dem Ihrer Mutter erfahre, trifft mich das zutiefst. Eigentlich sollte uns die Gentechnik Gesundheit schenken, doch derartige Zwischenfälle lassen mich daran zweifeln, dass es klug war, diese Technologie jetzt schon einzusetzen.«

Mir egal, dachte Philine. *Komm zum Punkt.*

»Manchmal habe ich das Bild von Affen vor Augen«, sinnierte Moore. »Affen, die um einen vom Blitz getroffenen Baum herumhüpfen und versuchen, das Feuer zu zähmen.«

»Können Sie ihr helfen?«, platzte Philine heraus.

Moore seufzte und schien für einen Moment seine Gedanken sammeln zu müssen. »Das kann ich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen. Es hängt von der Art ihrer Schädigung ab.«

»Ursache sind Edits auf den Chromosomen drei und vierzehn«, begann Philine atemlos. »Sie ... sie beharken sich gewissermaßen gegenseitig, was zu einer Ansammlung von Glukozerebrosi-«

»Ja, davon haben Sie in Ihrer Mail schon berichtet. Es geht mir eher um die Details der Edits, den genauen Gencode. Wir müssten uns die DNA Ihrer Mutter anschauen, um zu überprüfen, ob sie für unsere Therapie geeignet ist.«

»Kein Problem, ich kann Ihnen die Zugriffsrechte auf ihre Krankenakte geben.« In Philines Ohren rauschte es. Ihr wurde so schwindlig, dass sie sich auf die Treppenstufen setzen musste, die in die Etage über ihr führten. War dies die Rettung? Würde nun tatsächlich alles gut werden?

»Okay«, erwiderte Moore, doch etwas an seinem Gesichtsausdruck ließ Philine den Atem anhalten. Er schaute ernst drein. »Sie erwähnten, dass Ihre finanzielle Situation es eigentlich nicht erlauben würde, auf unsere Therapie zurückzugreifen.«

Philines Hals wurde eng. Stumm nickte sie.

»Ich habe mit meinen Kollegen gesprochen«, berichtete Moore weiter. »Und wir kamen überein, dass wir Ihnen unter bestimmten Voraussetzungen einen Nachlass gewähren könnten. Wir würden auf die Abrechnung der Arbeitsstunden verzichten und Ihnen lediglich die Medikamente in Rechnung stellen.«

»Das ... das ist wunderbar!«

»Natürlich erwarten wir eine Gegenleistung. Im Grunde geht es darum, dass wir im Falle einer erfolgreichen Heilung Ihre Mutter als eine Art Werbegesicht nutzen möchten. Wir würden ihre Behandlung als Fallbeispiel veröffentlichen.«

Hastig nickte Philine. »Das wäre vollkommen in Ordnung. Gar kein Problem.«

»Schön. Dann würde Sie die Therapie lediglich ... um die achtzigtausend kosten.«

Philines Magen ballte sich zusammen. Das war immer noch zu viel. Wie sollte sie ein derartiges Vermögen aufbringen?

Moore lächelte bedauernd. »Tut mir leid, weniger geht nicht. Die Therapie wird ein halbes Jahr durchgehender Medikation erfordern. Da kommt einiges zusammen.«

»Natürlich.« Philine zwang sich ein Lächeln auf. »Kein Problem, ich habe schon eine Idee, wie ich das Geld auftreibe.«

Moore nickte langsam. »Die Medikamente müssen leider vor der Verabreichung bezahlt werden ... Ich müsste es ansonsten aus eigener Tasche auslegen.«

»Natürlich«, wiederholte Philine.

Scheinheiliges Arschloch, dachte sie. *Du verdienst doch sicherlich Milliarden. Achtzigtausend könntest du aus der Portokasse bezahlen.*

Sie schob ihre Gedanken beiseite. »Wann können wir mit der Therapie beginnen?«

»Sobald Sie das Geld für die erste Behandlung überwiesen haben.«

»Wie viel wäre das?«

»Dreitausend.«

Der Boden schien unter Philine wegzusacken. »Okay.« Ihre Stimme klang fremd in ihren eigenen Ohren. »Ich melde mich.«

Moore nickte verstehend. »Ich hoffe, bald von Ihnen zu hören.«

Nach kurzer Verabschiedung legte Philine auf. Blicklos starrte sie auf ihre Füße herab. Dreitausend Dollar. Und das war nur die erste Zahlung. Obwohl sie wusste, was sie erwartete, rief sie über den Smartbuddy zunächst den Kontostand ihrer Mutter, dann ihren eigenen auf. Beim Anblick der niedrigen dreistelligen Beträge entwich ihr ein resignierter Laut.

Wo sollte sie nur das Geld herbekommen? Eine letzte Möglichkeit gäbe es zwar noch, doch alles in Philine sträubte sich gegen den Gedanken, den Edit-Sparvertrag aufzulösen. Rund fünfzehntausend Euro dürften sich mittlerweile darauf befinden. Genug für vier oder fünf Edits.

Zwei für dich und zwei für deine Schwester, hatte ihre Mutter lächelnd gesagt. Aber Philine hatte längst entschieden, dass alles für Letis Kind bestimmt war. Sie selbst würde schweren Herzens auf Nachwuchs verzichten. Es brächte nichts, zwei Kinder mit derart wenigen Edits in die Welt zu setzen. Selbst fünf Edits waren lächerlich wenig. Aber wenn sie noch einige Jahrzehnte sparten ...

Entschlossen schüttelte sie den Kopf und steckte den Smartbuddy weg. Das Geld gehörte Leti. Philine durfte es nicht anrühren. Mama würde es auch nicht wollen.

Sie ballte die freie Hand zur Faust. Ihre Fingernägel gruben sich in den Handballen und der süße Schmerz überdeckte für einen Moment alle anderen Gedanken. All ihre Sorgen, all die an ihr reißenen Ängste und die dumpfe Hoffnungslosigkeit, die sie hinabzuziehen drohten.

Sie drückte fester zu und schloss die Augen. Hass stieg in ihr auf. Hass auf die Ungerechtigkeit dieser Gesellschaft und auf all jene Menschen, die nichts dagegen taten, ja, es sogar noch befürworteten. Am liebsten hätte Philine die ganze Welt angezündet.

Während sie so dasaß, lauschte sie den üblichen Geräuschen akademischer Betriebsamkeit. Unten im Foyer unterhielten sich ein paar Studenten. Jemand lachte auf. Im Getränkeautomaten polterte etwas, dann wurde mit einem Knacken eine Dose geöffnet. Aus den Hörsälen drang dumpfes Gemurmel. Die Atmosphäre erinnerte an Schulen, wenn sämtliche Kinder in ihren Klassen saßen. Es wirkte fast unnatürlich ruhig, vor allem wenn man den Kontrast zu jenen dreißig Minuten zwischen den Vorlesungen kannte, in denen mit einem Mal alle Türen aufgestoßen wurden und die Flure sich mit schwatzenden Studenten füllten, die sich Schulter an Schulter in den nächsten Hörsaal schoben.

Jetzt war es noch still. Wie die Ruhe vor dem Sturm. Philine hörte, wie eine Tür geöffnet wurde. Stoff raschelte, dann fiel die Tür mit einem Krachen zu.

Philine öffnete die Augen und sah in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Es war die Tür zu jenem Hörsaal, in dem Steinbach vermutlich immer noch über wirtschaftspsychologische Mechanismen referierte.

Vor der Tür lag etwas. Philine blinzelte, dann erkannte sie, dass es sich um ihre Jacke und ihren Rucksack handelte. Das Paperlike lag achtlos daneben, inzwischen wieder durchsichtig.

Einen Moment lang starrte sie ungläubig darauf, dann spürte sie, wie sich Hitze in ihr ausbreitete. Sie sprang auf die Beine, eilte mit langen Schritten auf ihre Sachen zu, hob sie auf und wollte die Tür aufreißen.

Es ging nicht. Trotz allen Rüttelns öffnete sie sich nicht. Philine brauchte ein paar Sekunden, um zu realisieren, dass sie abgeschlossen war.

Aus dem Inneren des Hörsaales drang Gelächter, dann die Mahnung von Steinbach, ruhig zu sein, damit er mit der Vorlesung fortfahren konnte. Doch die Erheiterung in seiner Stimme war unüberhörbar. Philine sah geradezu vor sich, wie er grinsend zur abgeschlossenen Tür schielte.

Dieser schmierige Scheißkerl!

Philine wirbelte auf dem Absatz herum. Sie eilte den Flur entlang und flog die Treppenstufen hinauf. Ihr kam es vor, als hätte jemand einen Scheiterhaufen in ihrer Brust entfacht. Doch als sie oben vor der Tür stand, hielt sie noch einmal inne und atmete tief durch, bevor sie die Klinke herabdrückte. Im ersten Moment glaubte sie, Steinbach hätte auch die zweite Tür des Hörsaales abgeschlossen. Doch dann zog sie fester und die Tür ging auf. Vor ihr öffnete sich der Hörsaal mit seinen zum Redepult abfallenden Reihen. Sämtliche Köpfe wandten sich zu ihr um. Perfekt geschnittene Gesichter. Einige höhnisch grinsend, andere mit erstaunt hochgezogenen Augenbrauen. Unten stand Steinbach und schaute missbilligend zu ihr auf. Philine hob das Kinn an und stieg langsam den Mittelgang hinab. Außer ihren Schritten war kein Laut zu vernehmen. Ihr Herz klopfte hart.

Du kannst mich mal, Arschloch.

In der ersten Reihe angekommen ließ sie sich auf den freien Stuhl neben dem Mittelgang gleiten, legte Rucksack und Jacke ab und knallte das Paperlike auf den Tisch. Auffordernd sah sie Steinbach an und wartete auf dessen Reaktion. Er hatte die Augen zu Schlitzen verengt und schien sich noch nicht sicher zu sein, was er auf diese Kampfansage erwidern sollte.

Noch immer war kein Laut zu vernehmen. Es herrschte eine Atmosphäre, als würden alle Anwesenden den Atem anhalten. Philine spürte ihren Puls bis in die Fingerspitzen. Sie war bereit, für das zu kämpfen, was ihr zustand. Sie hatte jedes Recht, hier zu sein, egal ob es Steinbach passte oder nicht. Im Notfall würde sie bis zur höchsten Instanz gehen. Ihre Mutter hatte nicht bis zum Umfallen gearbeitet, um Philine ein Studium zu ermöglichen, damit sie beim ersten Gegenwind aufgab.

Fick dich!

Offenbar zeichnete sich diese Entschlossenheit auf ihrem Gesicht ab, denn es war Steinbach, der das stumme Blickduell

aufgab und sich abwandte. Er räusperte sich, dann stieß er ein Schnaufen aus. »Es ist *Ihre* Lebenszeit, die Sie hier verschwenden.«

Mit einem Lächeln aktivierte Philine ihr Paperlike.